



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Wenden in Hannover.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Wenden in Hannover.

Daß sich in der preußischen und sächsischen Lausitz noch ein ziemlich starker Rest der Wenden findet, welche einst den größten Theil Norddeutschlands bis hinauf nach Mecklenburg und Südholstein innehatten, und daß diese achtzig bis hunderttausend Wenden des Gebiets der obern Spree neben ihrer Sprache auch manche alte Sitte bewahrt haben, ist hinreichend bekannt, auch den Lesern d. Bl. durch Schilderung dieser slavischen Enclave des östlichen Mitteldeutschland veranschaulicht worden. Neu dagegen war uns und möchte dem größten Theil unsres Publicums sein, zu erfahren, daß auch das Welfenland Bewohner hat, die sich Wenden nennen und vor nicht langer Zeit sich noch eines Idioms bedienten, welches als ein verdorbener slavischer Dialekt bezeichnet werden muß — eine Kunde, die wir einer uns soeben zugegangenen Festschrift „Das hannoversche Wendland“*) verdanken und von der wir das Wichtigste mittheilen als ein Seitenstück zu jenem früheren Berichte und als ein Beispiel der Art und Weise, wie sich die Germanisirung dieser Ueberbleibsel slavischer Nationalität vollzieht.

Fahren wir mit der Eisenbahn von Hannover nach dem freundlichen Uelzen am Ostrande der lüneburger Haide und wenden wir uns von hier weiter östlich über den Höhenzug, welcher die Wasserscheide der Ilmenau und Jeetzel bildet, so sehen wir jenseits des dahinter sich hinziehenden Thales sich abermals Hügel erheben, die von dem Volke der Gegend die freyhagener Berge, von Andern wohl auch mit einer nicht mehr ungewöhnlichen Hyperbel „die wendische Schweiz“ genannt werden, und von deren Gipfeln man eine lachende Thalebene mit hübschen, stattlichen Dörfern und wohlbestellten Getreidefeldern überblickt. Dies ist das hannoversche Wendland, welches die Aemter Lüchow und Gartow umfaßt, und in welches wir nunmehr hinabsteigen, um uns mit seinen Bewohnern zu beschäftigen.

*) Der ganze Titel lautet: Das hannoversche Wendland. Festschrift, dem Centralausschusse der königlichen Landwirthschafts-Gesellschaft zu Celle bei seiner Anwesenheit im Wendlande im Sommer 1862 gewidmet von dem landwirthschaftlichen Localverein des Wendlandes zu Lüchow. Lüchow, in Commission der H. Sauerischen Buchhandlung. 1862. 161 S. Quart.

Fast jedes der dicht bei einander liegenden Dörfer ist mit einem Kranze von Laubholz umgeben, und nur der Rauch, der über die Kronen der Bäume emporsteigt, läßt sie aus der Ferne als menschliche Ansiedelungen erkennen. Besonders häufig hat man Eichen, Ulmen und Birken gepflanzt. Der eigentlich charakteristische Baum der Gegend ist aber die Weide, die auf allen Niederungen vorkommt und alle Wiesen einfaßt. Daneben fällt bei einer Musterung der Zäune und Hecken die große Vorliebe auf, welche der Wende dem früher heilig gehaltenen Höllunder noch jetzt bewahrt. Selten liegt ein Dorf auf einer Anhöhe, fast immer in einem Kessel oder am Fuß eines Hügels und an einem Bach oder einer wasserreichen Quelle. Die Anlage derselben ist, wo sie nicht durch Brand zerstört und dann umgestaltet worden sind, kreis- oder hufeisenförmig, wodurch sie sich wesentlich von den Dörfern germanischen Ursprungs unterscheiden, welche Gassen bilden. Rings um einen freien Platz herum stehen die Häuser und zwar kehren alle diesem Platze die Giebelseite zu, die als Ehrenseite mit den grellsten Farben bemalt, häufig auch mit dem Namen des Erbauers und seiner Ehefrau, einem Liedervers oder einem frommen Spruch geschmückt ist. Die Dächer sind meist mit Stroh gedeckt, die Einfahrt befindet sich an der Vorderseite. Alte Häuser gleichen in den meisten Stücken dem von uns vor Kurzem geschilderten sächsischen Hause: der Rauch findet keinen Schornstein zum Abzug, der Bauer lebt mit seinen Pferden und Rindern unter einem Dache, das Vieh kehrt die Köpfe der Tenne zu, im Hintergrund der letzteren und der Einfahrt gerade gegenüber befindet sich der Heerd. Die Wohnstube, wie dort Döns genannt, hat dieselben Schrankbetten wie die des holsteinischen Sachsen. Zwischen den Häusern eines Wendendorfs liegen die mit Bäumen bepflanzten Hofplätze, an die sich gewöhnlich ein kleiner Obstgarten „Planzei“ genannt anschließt, und dahinter beginnt der „Bischhof“, ein Grasgarten, der im Frühjahr zum Bleichen der im Winter fertig gewordenen Leinwand benutzt wird.

Die Bewohner dieser Dörfer sind ein sehr kräftiger, breitschulteriger, derber Menschenschlag, der vortreffliche Soldaten liefert und sich durch die genannten Eigenschaften auffallend von seinen Nachbarn in der Altmark und auf der lüneburger Haide unterscheidet, wie bisweilen vorgekommene Zusammenstöße mit denselben hinreichend gezeigt haben. Die Züge sind bei den Männern grob und breit, die Stirnen niedrig, der Bartwuchs schwach. Die Frauen zeichnen sich durch schlanken und üppigen Wuchs und noch häufiger durch blendend weißen Teint aus, den sie sorgfältig vor der Sonne hüten. Bei beiden Geschlechtern sind blonde Haare und blaue oder hellgraue Augen die Regel, Brünnette Ausnahme, Schwarze sehr selten.

Die Stoffe zur Alltagskleidung werden durch die Hausindustrie des Ländchens beschafft. Beliebt ist die sogenannte „Beierwand“, ein Gewebe aus

Flachs und Wolle, das man sich vom Färber in der Stadt färben und bedrucken läßt. Doch haben die schwarz und rothen oder grün und schwarz gestreiften Jacken der Männer jetzt vielfach Jacken und Röcken von dunkelblauem Dreikamm weichen müssen. Die Festtracht ist bei jenen gegenwärtig dieselbe wie sie fast überall in Nord- und Mitteldeutschland den Sonntagsbauer bezeichnet: langer dunkler Tuchrock, dergleichen Hosen, französischer Cylinderhut von altmodischer, oben ausgeschweifeter Form. Auffallend ist, daß man bei der Arbeit, selbst beim Reiten im Amte Gartow weiße Leinwandshürzen trägt. Die Frauen kleiden sich so bunt als möglich mit Ausnahme des großen dunkeln Tuchmantels, den sie im Winter überwerfen. Wenn sie sich putzen, legen sie Röcke und Nieder vom feinsten Tuch, in allen Farben spielende seidene Schärpen und ein seidenes Brusttuch an, welches auf dem Rücken in zahllose Falten geheftet ist, und über welches um den Hals die „Fraise“, ein drei oder vierfacher Tüllkragen, gelegt wird. Den Kopf bedeckt entweder die „Timpmütze“ oder die „goldne Mütze“. Erstere ist von rothem, letztere von golddurchwirktem Stoff, beide sind cornetsförmig, im Boden mit Goldstickerei und unechten Steinen besetzt und hinten mit riesigen Schleifen geschmückt, die bis auf den Rücken herabfallen.

Die Wenden stehen in dem Ruf, einen sehr gesunden Appetit und eine wunderbare Verdauungskraft zu besitzen. Man hat Bilder, wie ihrer zwei einen Schinken, ein Hausbackenbrot von der Größe eines mittleren Wagenrades auf dem Tische vor sich und ein Faß Bier auf dem Schooße haben. Unsr Quelle nennt das Uebertreibung, vermag aber doch Fälle nicht in Abrede zu stellen, wo ein Wende eine ganze Gans, einen Kalbsbraten oder fünf Pfund Sülze in Einem Niedersitzen verspeiste. Im Uebrigen war früher Braunkohl das Leibgericht, und es heißt, daß er, Sonntags frisch gekocht, die ganze Woche als Frühstück diente. Jetzt sind die Kartoffeln an seine Stelle getreten, und unter den Getränken erfreut sich vorzüglich der Kaffee großer Verehrung. Daneben wird viel Branntwein, doch nicht mehr so viel als in der guten alten Zeit getrunken, wo die Bauern von Bülitz ihr Gehölz „Grummode“ durch die Kehle jagten. Desgleichen spielt das süßliche, dicke, unvollkommen gegohrne Braunbier, welches die Städte des Wendlandes brauen, besonders bei Hochzeiten und Kindtaufen eine wichtige Rolle.

Die wendische Sprache wurde hier bis in das vorige Jahrhundert hinein gesprochen, und die Zeit liegt nicht so fern, wo in ihr noch gepredigt wurde, ja einzelne Bauern sollen sie noch zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts haben sprechen können. Doch war dies kein reines Wendisch mehr, sondern ein Gemisch verdorbener slavischer Worte mit Deutschem. Unsere Quelle giebt mehre Proben davon, von denen wir die eine, ein um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aufgeschriebenes wendisches Vaterunser hier mittheilen. Dasselbe lautet:

„Nos holya wader, ta toy chis wa nebisgay. Sjnuta woarda tugi geima. Lia rik komma. Lia willya scheig'ot fole nebisgay, fok fak no fime. Noessfi wisse danneishna stgeiba doy nam dans. An wittedoy nom nösse greis taf moy witte dogime nossen grešnarim. Ny bring goy nos ka warsifonge. Tay loso'ay n'os wit wissokaf. Chundaf!“

Ein Theil der Worte klingt an das heutige oberlausitzer Wendisch an, viele andere sind entschieden deutsche. Das wendische Idiom in seinem Absterben wird ein ähnliches Gemisch gewesen sein wie das Deutsch der sogenannten Pennsylvanier in den Hinterwäldern Amerikas. Einige slavische Reste haben sich übrigens in dem Plattdeutsch, welches die hannoverschen Wenden jetzt allgemein sprechen, erhalten. Das Wendland selbst wird Drawehn, von dem wendischen „Drawa“, Holz, also Holzland genannt. Paggelcis ist ein hufeisenförmiges Weißbrot, Pünkeneis ein Geschenk, Koreis eine Vorstadt, Pol-eigty ein kleiner Topf oder Krug, Zeiterneis ein Beil, Bug ein Wandbett, Leineis ein Webekamm, Gungelneis eine Violine, Schüel ein Berg. Der Oberboden des Hauses heißt Pomöhs, die Wiese Luza, die Himbeeren werden Muleigen genannt. Ueberdies liebt es der Wende, manche plattdeutsche Worte mit slavischen Endungen zu versehen, und so nennt er ein kleines Brot „Bröttky“, einen kleinen Topf „Pöttky“.

Noch zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts wurde von den Bauern des Wendlandes bei Gelagen ein Lied gesungen, dessen Originaltext in unsrer Schrift zu lesen ist, und von dem wir im Folgenden die Uebersetzung geben. Es ist ein recht charakteristisches Beispiel für die Volkspoesie dieses Stammes und ohne Zweifel sehr alt. Es lautet im Deutschen:

„Wer soll Braut sein? Gule (wendisch: Telfa) soll Braut sein. Gule sprach wieder zu ihnen, den beiden: Ich bin eine sehr häßliche Frau, kann nicht Braut sein. Ich kann nicht Braut sein.

Wer soll Bräutigam sein? Zaunkönig (wendisch; Stresik) soll Bräutigam sein. Zaunkönig sprach hinwieder zu ihnen, den beiden: Ich bin ein sehr kleiner Kerl, kann nicht Bräutigam sein. Ich kann nicht Bräutigam sein.

Wer soll Brautführer sein? Krähe (wendisch: Worno) soll Brautführer sein, Krähe sprach wieder zu ihnen, den beiden: Ich bin ein sehr schwarzer Bursch, kann nicht Brautführer sein. Ich kann nicht Brautführer sein.

Wer soll Koch sein? Wolf (wendisch: Bauzka) soll Koch sein. Wolf sprach wieder zu den beiden: Ich bin ein sehr tückischer Gesell, kann nicht Koch sein. Ich kann nicht Koch sein.

Wer soll Schenke sein? Hase (wendisch: Sogans) soll Schenke sein. Hase sprach wieder zu ihnen, den beiden: Ich bin ein sehr flinker Kerl, kann nicht Schenke sein. Ich kann nicht Schenke sein.

Wer soll Spielmann sein? Storch (wendisch: Butgan) soll Spielmann

sein. Storch sprach wieder zu ihnen, den beiden: Ich habe einen sehr großen Schnabel, kann nicht Spielmann sein. Ich kann nicht Spielmann sein.

Wer soll Tisch sein? Fuchs (wendisch: Leiska) soll Tisch sein. Fuchs sprach wieder zu ihnen, den beiden: Schlagt von einander meinen Hintern: der sei euer Tisch, der sei euer Tisch.“

Bei unserm Gewährsmann heißt es über den Vortrag dieses Liedes:

„Will man es nach der Kunst singen und spielen, so gehören dazu drei Personen. Die erste Person fragt zum Exempel: Katü mes Ninka bayt? (Wer soll Braut sein?) Die andere antwortet: Telka mes Ninka bayt. (Gule soll Braut sein). Die folgende Zeile: Telka rigi woapak ka neimo ka dwemo (Gule sprach wieder zu ihnen, den beiden) singen sie alle drei, und damit es eine gute Harmonie gebe, singt eine Person zwischen dem Discant und dem Baß eine Mittelstimme. Die Worte aber: Jos gis wiltga griona Sena nemik Ninka bayt (Ich bin eine sehr häßliche Frau, kann nicht Braut sein) muß die dritte Person allein singen, die letzten Worte singen dann wieder alle Drei.“ Hatte ferner am Schlusse des Liedes der Fuchs seinen unartigen Vorschlag gemacht, so singen alle drei an kräftig mit den Fäusten auf den Tisch zu schlagen, und mit solcher Trommelbegleitung wurde das Lied zu Ende gebracht.

Als eine Eigenthümlichkeit in dem jezigen Idiom der hannoverschen Wenden verdient hervorgehoben zu werden, daß sie wie der gemeine Londoner die mit einem *h* beginnenden Wörter stets ohne Aspiration aussprechen, das *h* dagegen vor jedem Worte, welches mit einem Vocal anfängt, gleichsam zum Ersatz wiederhören lassen. Sie sagen z. B. „Err Hamtmann von Arling his ier“ statt Herr Amtmann von Harling ist hier.

Die Ortsnamen der hannoverschen Wendei sind fast ohne Ausnahme auf wendische Worte zurückzuführen. Breesse heißt Birke, Widdeseis Honigstett, Sallahn grüner Platz, Jabel Apfelbaum, Klennow Ahornstett, Liepe Linde, Plate Zaun. Redemoißel ist das slavische Radomysl—Frohnsinnort, Puttball das slavische Podwal—Keller, Carmis das slavische Carmica—Futterstelle u. s. w.

Bei den Familiennamen der Wenden ist der deutsche Name Schulz sehr häufig, doch sind auch solche wendischen Ursprungs wie Kabelig, Wiebelig, Bausneil, Trybian, Gramüsch, Berrag und Glabbag keineswegs selten.

Der Ruf der Bewohner des Wendlandes ist kein guter, doch läuft bei dem Tadel, der über sie ausgeschüttet worden ist, viel Uebertreibung mit unter und außerdem wurde bei dem, was wirklich an ihnen nicht erbaulich ist, vergessen, auf das Rücksicht zu nehmen, was sich zur Entschuldigung für ihren Charakter sagen läßt, auch hat sich in den letzten fünf Jahrzehnten außerordentlich viel gebessert. v. Stein sagte von den Wenden: „Sie gucken mit finstern Augen wie der Wolf aus der Sandgrube.“ Arndt wirft ihnen Leichtfertigkeit und sinnliche Genußsucht vor. Nach 1850 schildert eine ähnliche Festschrift wie die

unsre den Wenden folgendermaßen: „Zwar ist derselbe brav, treu, zuverlässig und fest von Charakter, eifrig, fleißig, letzteres mehr wie irgendein Landwirth, aber er ist weniger gutmüthig, dagegen schlau, eigensinnig, leicht zum Streit geneigt, mißtrauisch, abergläubisch, interessirt. Seine Sitten sind roher, und er giebt sich leicht der Böllerei bei Familien- und Volksfesten hin.“

Daß der wendische Bauer früher außerordentlich roh, faul, schmutzig, abergläubisch und dem Biertrinken ergeben war, ist nicht zu läugnen. Allein zu alle dem hat die Leibeigenschaft, in der er lebte, nicht wenig beigetragen. Niemand konnte Lust am Arbeiten haben, wenn er nichts vor sich brachte, wenn er nur das Lastthier seines Junkers war. Drei Tage in der Woche waren Frohnden zu leisten, bei jeder Gelegenheit preßte der Edelmann seinen Bauern etwas von ihrem Besitz ab. In einem Bericht von 1664 heißt es: „Die Edelleute quälen ihre Bauern mit Prügelschleßen, Pflocken und Kolaschen, daß sie von Haus und Hof laufen müssen.“ Wieder anderswo: „Die Edelleute überziehen ihre Bauern mit großem Jagdgesolge, bei zwölf Rossen und zwanzig Jägern, die saufen und lassen sich tischen wie es in den Schlössern hergehet, der Bauer muß Wein und Bier schaffen, wo er es hernimmt.“ Und wieder anderswo heißt es: „Wenn der Bauer nicht zahlen kann, so treiben sie ihm sein Vieh weg und legen ihn in den Block.“ Man ging so weit, daß die Hörigen ihren Herren die Hunde in Körben zur Jagd tragen mußten, und es kam vor, daß ein Bauer zu zehn Gulden und viertägiger Einsperrung verurtheilt wurde, weil er dem Hunde, den er auf dem Rücken trug und der ihm fortwährend ins Ohr bellte, „verfluchtes Vieh, sei still,“ zugerufen hatte. Stumpf und gleichgiltig ließ man alle Strafen über sich ergehen, wie ein Fall in Lüchow zeigt, wo ein zur Strafe des „spanischen Mantels“ Verurtheilter sich bei vernachlässigter Bewachung in dieser würdevollen Tracht gemüthlich in die Stadt begab, um beim Brauer einen kühlen Trunk zu thun.

Dazu waren die Schulen bis zu Anfang dieses Jahrhunderts im kläglichsten Zustande. Nicht Alle lernten lesen, Wenige schreiben. Die Lehrer waren meist abgedankte Soldaten oder Meister vom Bügeleisen, die selbst noch des Unterrichts bedurft hätten. Mehr als die Hälfte des Jahres, den ganzen Sommer hindurch wurde gefeiert; denn die Kinder mußten das Vieh hüten und bei der Ernte helfen.

Jetzt ist alles dies sehr wesentlich besser geworden. Der Wende ist überaus fleißig, sein Rändchen wie ein Bienenstock voll der rastlosesten Thätigkeit, Sommer und Winter bis tief in die Nacht hinein. Man könnte den Leuten allen den Namen geben, welchen die Bewohner des Dorfes Fabel tragen. Gewöhnt, mit dem ersten Hahnenschrei an die Arbeit zu gehen, wollten sie oft bemerken, daß der Hahn zu lange schlafe und so stöberten sie ihn mit einer Stange aus seiner Ruhe auf. Daher der Spizname „Hahnstöcherer“. Einer

sucht beim Dreschen und Spinnen den Andern zu überbieten. Jung und Alt, selbst der hinfällige greise Großvater, die kindisch gewordene Großmutter noch läßt die Spindel sausen und zupft mit zitternder Hand die Heede. Im December beginnt dann die Weberei, Frau und Magd lösen sich ab und der Webstuhl steht fast nie still. Unaufhörlich fliegt der Schütz durch das Geschlinge der Fäden, und knarrend dreht sich der Baum, um Elle auf Elle der Leinwand aufzuwinden. Geht man durch die Fluren des Wendlandes, so erblickt man allenthalben die Früchte dieser Emsigkeit, eine Ordnung und Wohlbestelltheit der Felder, wie man sie anderwärts selten antrifft.

Mit einem Worte, der heutige Wende ist ein Muster eifrigen Schaffens und Strebens, und die Folge davon ist, daß es, obwohl der Grundbesitz im Wendlande sehr getheilt ist, hier sehr wenig Arme und viel Wohlhabende giebt.

Ein Charakterzug weniger lobenswerther Art ist der krasse Materialismus der wendischen Bauern und ihre stark ausgeprägte Habucht. Häufig trifft man nach Brandunglück oder zu Zwecken von Neubauten die schamloseste Bettelei, die meilenweit ihre Gänge macht. Mag der Wende kaufen oder verkaufen, nie wird er vergessen, sich von dem Kaufmann oder Handwerker, mit dem er das betreffende Geschäft abschließt, zum Schlusse ein „Punkeneiß“, eine Zugabe auszubitten, wenn sich der Handel auch um hundert Thaler dreht und die Zugabe nur ein Schnaps ist. Allenthalben weiß er seinen Vortheil wahrzunehmen, und wie sehr die Juden in andern Theilen Hannovers durch ihre Anlagen für den Schacher floriren, im Wendlande gedeiht keiner.

Schmutzige Wirttschaften kommen jetzt im Wendlande nicht mehr vor als in andern deutschen Gegenden. Die Häuser sind überall heller, sauberer und bequemer geworden und in den Stuben findet man nicht selten Luxusmöbel.

Ein Hauptzug im Wesen des Wenden ist Starrsinn und Hartnäckigkeit. Was er sich in den Kopf gesetzt hat, versucht er auf jede Weise durchzutreiben, was er nicht will, das thut er nicht und wenn man ihm stundenlang mit den besten Gründen zuredet; daher haben Verwaltungsbeamte, die nicht sein volles Vertrauen genießen, einen harten Stand. Selbst wo es sich um Dinge von Groschenwerth handelt, wird nicht nachgegeben und lieber der Weg des Processes beschritten, gleichviel was es kostet. Beharrlich bei seiner Meinung bleibend dreht der Bauer sich unablässig im Cirkel mit Rede und Gegenrede, und wenn nicht das Gesetz endlich dazwischen fährt, kommt es zu keinem Austrag. Mancher alte Bauer kann die von ihm während seines Lebens geführten Prozesse nach Duzenden zählen, und mehr als ein Hof ist durch unverständige Rechtsstreite ruinirt worden. Indes hat sich dies in den letzten zwölf Jahren beträchtlich gebessert, und zwar hat man diese Wendung zum Guten dem neuen öffentlichen und mündlichen Proceßverfahren zuzuschreiben. Da der Wende Ausgaben scheut und die jeßige raschere Entwicklung der Rechtsstreitigkeiten die Ausgaben

schneller aufeinander folgen läßt, so zeigt er sich immer mehr zu Vergleichen geneigt.

Man will bemerkt haben, daß der Wende von der Wichtigkeit und Heiligkeit eines Eides geringer denkt als andere Landleute. „Der Schwur,“ sagt unsre Quelle, „wird ihm zur Gewohnheit, und sein erstes Wort, wenn er vor den Schranken des Gerichts erscheint, ist fast immer: „Err haffesser, hick kann dat beschwären.“ Zahlreiche Meineide wurden daher seit alter Zeit hier zur Untersuchung gezogen, doch hat sich in den letzten fünfzehn Jahren auch in dieser Beziehung gebessert.

Sehr häufig kamen früher im Wendlande Brandstiftungen vor. Nirgends im weiten Umkreise fanden auf gleicher räumlicher Ausdehnung so viele Feuerbrünste statt als hier, wo es bisweilen geschah, daß die Sprigen von Lüchow von einem Schadenfeuer zurückkehrend kaum in das eine Thor herein waren, als sie schon zu gleicher Hilfeleistung aus dem andern hinausgesandt werden mußten. Jetzt ereignet sich ein derartiges Unglück kaum häufiger als anderwärts.

Das gewaltige Trinken von ebendem hat ebenfalls sehr abgenommen. Die unmäßigen Gelage in den Dorfkrügen, wo das Bechen bei Gemeindeberathungen vom frühen Morgen bis in die späte Nacht währte, sind außer Gebrauch gekommen, und bis auf einige übelberühmte Dörfer ist das Treiben in den Schenken in der Regel ungefähr so wie anderswo auf dem Lande. Allerdings wird bei Festlichkeiten und sonstiger außergewöhnlicher Gelegenheit noch stark allgemein und ganze Tage hindurch ohne Unterbrechung getrunken und es geschieht wohl, daß dann ein kleines Dorf in kurzer Zeit ein ganzes Fuder Bier vertilgt, aber das ist eben Landesitte, und das Maß, welches der Wende vertragen kann, ohne einen allzuschweren Haarbeutel zu bekommen, ist eben ein ziemlich beträchtliches; Excesse giebt es daher, obwohl das Volk durchschnittlich zum Zähzorn geneigt ist, verhältnißmäßig selten.

So knickerig der Wende im Allgemeinen ist, und so gern er dem Kaufmann oder Handwerker seinen Pfennig abdingt, so gastfrei ist er andrerseits. Nicht bloß, daß er bei Hochzeiten, Kindtaufen und Bauerbieren seine Verwandten und Freunde reichlich bewirthe, auch der zufällig bei ihm einkehrende bekannte Städter findet ihn bereit, aufzutragen was Küche und Keller bieten. Ist es nicht ein Frühstück oder Mittagsbrot, so muß es wenigstens eine Tasse Kaffee sein, und die Wirthin pflegt es sehr übel zu nehmen, wenn das Dargebotene abgelehnt wird.

Wieder ein übler Zug im Wesen des hannoverschen Wendens, den er beiläufig mit dem lausitzer Stammgenossen gemein hat, ist sein Hang zu Ausschweifungen mit dem andern Geschlecht. Ferner ist ein falscher Ehrgeiz und eine starke Sucht zu prahlen an ihm zu tadeln. Wie man grelle und hervorstechende Farben liebt, so möchte man auch durch Reichthum glänzen. So ärmlich es

bisweilen hinter dem Vorhang aussteht, der Vorhang selbst muß sich stattlich ausnehmen. Häufig wird bei der Ausstattung der Töchter lediglich des Großthuns wegen die Leistungsfähigkeit des Gehöfts überschritten. Vorgt die Frau vom Nachbar kleine Haushaltsbedürfnisse, so werden sie sorgfältig unter der Schürze heimgetragen. Dem besten Haushalter kann es geschehen, daß einmal das selbstgewonnene Getreide in der Wirthschaft nicht ausreicht. Der Wende aber scheint es für eine Schande zu halten, wenn er Korn zukaufen muß, wie sehr er auch im Stande sein mag, es mit guten harten Thalern sofort zu bezahlen, und im Gefolge dieser falschen Scham kommt es bisweilen zu recht komischen Geschichten. So stopfte ein Bauer, als ihm sein Korn ausgegangen, einige Säcke mit Stroh aus, bedeckte sie mit einem Laken und fuhr zur Stadt, indem er seinen Nachbarn sagte, er bringe Getreide zur Mühle. Beim Müller angekommen, kaufte er Mehl und benutzte das Stroh bei der Heimkehr als Sitzpolster. Einem andern mußte ein Arbeitsmann, den er sich zum Vertrauten gewählt, wiederholt aus der Stadt Mehl holen und ihm dies bei nächtlicher Weile bringen. Er klopfte dann an ein gewisses Fenster und wurde unbemerkt eingelassen; denn selbst die Hausgenossen des Bauern durften nicht wissen, daß sein Kornboden leer war.

In kirchlichen Dingen ist der Wende ein Mann der Form, in politischen ein Anhänger der bestehenden Gewalt, ein pünktlicher Steuerzahler und ein getreuer Untertban. Doch will der Verfasser unsrer Schrift bemerken, daß die kleine Presse, die jetzt auch auf dem platten Lande zu wirken anfängt, und die Reisen nach den Schwurgerichten auch hier größere Theilnahme an den Fragen, die den Staat und das Vaterland betreffen, verbreitet haben. Kein Dorf, in dem jetzt nicht die Zeitung gelesen und politische Gespräche gehalten werden, und über kurz oder lang wird man sich auf diesem Wege eine Art selbständigen Urtheils verschafft haben.

Einen unangenehmen Eindruck macht die Behandlung der Eltern von Seiten der Kinder, wenn jene alt und schwach, diese selbständig geworden sind. Diese üble Behandlung ist im Wendlande leider an der Tagesordnung. Fälle, wie sie die Sage von den alten Wenden meldet, wo die Alten, wenn sie zur Erwerbung ihres Lebensunterhalts unfähig geworden waren, lebendig begraben wurden, können selbstverständlich nicht mehr vorkommen, wohl aber andere, die nicht viel weniger empören. Hat der Vater einheirathen lassen und ist er durch Abtretung des Hofes „Altentheiler“ geworden, so wird ihm in der Regel bei jeder Gelegenheit fühlen gelassen, daß er eine Last ist und daß man ihn und seine Frau je eher je lieber das Zeitliche segnen sähe. Auf alle Weise sucht man ihm zu verkürzen, was er sich zum Unterhalt ausbedungen hat, und ungewöhnlich oft erlebt man bei den Gerichten, daß Alt und Jung sich in solchen Eigenthumsfragen processirend gegenüberstehen.

Die Ehen der Wenden werden fast nie aus Liebe geschlossen, man heirathet eine Frau, wie man ein Stück Ackerland kauft. Die Eltern besorgen die Sache und die Kinder haben einfach Ja zu sagen. Vermittler übernehmen die Auskundung, Empfehlung und Ueberredung. Dieselben sind nur selten Männer. Gewöhnlich übernimmt eine alte zungenfertige Frau, die aus dem Zusammenbringen von Paaren ein Geschäft macht, „de Friwerbersche“ die Besorgung einer Braut oder eines Bräutigams. Ihr Lohn ist ein sehr mäßiger: etwa ein Thaler oder ein Hemd für den einzelnen Fall, wozu bei der Hochzeit ein Trinkgeld von den Gästen kommt, da die Betreffende dabei aufwarten hilft. Dieselbe beschränkt sich bei ihren Expeditionen nur auf das Wendland. Ist ein vorläufiges Arrangement geglückt, so treten die Betheiligten in directe Beziehung zu einander, und „de Städt ward besehen“, d. h. die Eltern beschauen den Hof, in welchen die Tochter oder der Sohn heirathen soll. Gefällt ihnen das Gewese, so einigt man sich über das Heirathsgut, und dann erst bekommen die jungen Leute Gelegenheit, sich zu sehen und näher kennen zu lernen. In anderen Verhältnissen giebt diese ein Ball oder Aehnliches, im Wendlande der Markt. Man sieht auf den Jahrmärkten der Städtchen und Flecken desselben eine Menge herausgeputzter junger Mädchen herumwandern, die größtentheils die Absicht oder den Auftrag haben, sich „bekifen“ zu lassen, weshalb diese Märkte den Namen „Kifelmärkte“ führen. Ein Hauptschaumarkt dieser Art war früher der zu Satemin, jetzt ist der Ostermarkt in Lüchow mehr in Aufnahme gekommen.

Nachdem auch dieses Stadium des Verehelichungsprocesses dem Herkommen gemäß verlaufen ist, schreitet man zur Verlobung, „Löff“, die mit einem Schmause begangen wird, an welchem oft fünfzig Personen theilnehmen. Dabei wird in der Regel ein Theil der Heirathsgutes eingezahlt und zwar nimmt man dies am liebsten in harten Zweithalerstücken. Auch erhalten die Bewohner des betreffenden Hauses bis auf Knecht und Magd herunter Geschenke. Endlich wird bei dieser Gelegenheit der Tag festgesetzt, an welchem beide Parteien zur Stadt fahren wollen, um die beiderseitigen Geschenke für die Trauung einzukaufen. Die Braut verehrt dann gewöhnlich dem Bräutigam einen Ring, eine silberne Uhrkette und eine mit Silber beschlagene Pfeife. Letzterer dagegen kauft ihr außer dem Ringe ein Gesangbuch mit Goldschnitt, eine Halskette und zuweilen das weiße Zeug, in welchem verheirathete Frauen zum Abendmahl zu gehen pflegen.

Hierauf schreitet man zur Beschaffung der Aussteuer. Bevor aber die Hochzeit stattfindet, ist noch ein wichtiger Act vorzunehmen: die Eheverschreibung beim Amt oder Notar, und dabei kommt es nicht selten, nachdem alles bündig besprochen und das Aufgebot schon bestellt ist, noch dahin, daß die Verbindung zurückgeht. Die eine Partei will dies oder das nicht versprochen haben, die

andere verlangt ein paar Groschen mehr, und siehe da, man geht geschieden von dannen. Einmal geschah es, daß alles aufs Beste geordnet war und der Ehecontract dennoch nicht zum Abschluß kam, weil keine Partei sich dazu hergeben wollte, die kleine Tageszeche beim Brauer zu berichtigen. Die Aussteuer besteht im Wendlande zunächst in Geld, dann in dem, was man hier „voll Landesrecht“ nennt, als vier Sack Roggen, einem Pferde, einer Kuh und dem sogenannten „blanken Wagen“, ferner aus einem Bett, einem Kleiderschrank, einem Koffer, sechs Stühlen, einem Spiegel, oft auch aus Sopha und Sophatisch. Die große Mehrzahl der Trauungen findet um Martini statt. Die Hochzeitsfeier, „Köñ“, erfordert gewaltige Vorbereitungen. Das Haus und seine Stuben werden neu getüncht, Massen von Speisen und Getränken angeschafft. Eine irgend für anständig gelten wollende Wirthschaft schlachtet dazu zwei Ochsen, zwei Schweine, mehre Kälber und Schafe, sowie Duzende von Hühnern und Gänsen. Man verbäckt vier bis acht Malter Weizen und zwei Malter Roggen zu Kuchen, Kubbeln, Nüssen und Brofen. Man kauft ganze Fässer voll Kaffee, Zucker, Rosinen und Tabak. Kurz man rüstet sich, als gälte es ein Bataillon Soldaten für eine Woche mit Proviant zu versehen. Für den Pfarrer und andere Ehrengäste wird eine Quantität süßen Weines, meist Malaga oder Muskat, besorgt. Den Koch macht der Hauschlachter, den Schenken der Schneider des Bräutigams, sieben bis zehn Mann Musikanten werden bestellt, um beim Feste die Lieblingsweisen der Wenden aufzuspielen.

Die Einladung, welche nicht selten an dreihundert Personen zusammenführt, wird durch Ueberreichung eines Kubbels (Weißbrots) besiegelt; wer einen solchen nicht erhält, sieht sie als nicht erfolgt an.

Endlich ist alles bereit und der große Tag gekommen. Früh vier Uhr wird im Hause des Bräutigams zum Kaffee geblasen. Dann macht man den blau angestrichenen „Schappenwagen“ zurecht, um die Braut zu holen. Es werden sechs Klappen angeschirrt. Der Bräutigam sitzt auf dem hintersten Sattelpferde, ein andrer Führer besteigt das vorderste. Beiden hängen seidene Tücher von den Schultern über den Rücken. Die Stirnen der Pferde, die Zäume, die Peitschen sind mit Bändern geschmückt. Vor dem Hause der Braut angelangt laden sie den Hausrath derselben in der vom Herkommen festgestellten Ordnung auf. Der Koffer kommt auf die Vorderachse, quer darüber der Schrank und zwar so zu stehen, daß der daran unter Glas in Goldschrift angebrachte Name der Braut von jedermann gesehen wird. Auf dem Koffer steht ferner das Spinnrad mit feinstem Glachs besetzt und mit flatternden Bändern aufgeputzt. Die Braut in seidnem Staat, die goldene Mütze auf dem wohl frisirten nach hinten gekämmten Haar, sitzt vor dem Schranke, hinter sich die Kranzjungfern. Vor und neben dem Wagen jagt zu Pferde, jauchzend und Flaschen schwingend, ihre Ehrengarde hin, die aus den Söhnen und Knechten

der zur Hochzeit geladenen Hauswirthes besteht. Hinter dem Brautwagen folgt ein zweiter mit den Musikanten, die auf jeder Dorfgrenze, welche der Zug berührt, die lustigen Weisen des Wendlandes spielen. Dann schließt ein dritter, auf welchem der Brautvater mit dem übrigen Hausrath sitzt, und von welchem die „Korfmöhm“ (Korbmuhe) der den Zug umjubelnden Jugend in den Dörfern Nüsse zuzuwerfen hat, die lärmende Prozession, die sich dann auf ihrem weiteren Wege fortwährend durch Wagen mit Hochzeitsgästen verstärkt. An der Gemarkung des Dorfes angelangt, in welches die Braut heirathet, steigen der Bräutigam und der andere Führer des Brautwagens vom Pferde und wenden sich an die Braut mit der Frage: „Wer at di föhrt Junser Brut?“ (Wer hat dich gefahren, Jungfer Braut?) Die Braut antwortet herkömmlich: „Gott und gode Lude“ und wirft dabei den beiden Fragern ein Trinkgeld in den Hut. Diese Ceremonie erfolgt, wie die Wenden sagen, deshalb, damit die junge Frau künftig nicht behaupten kann, daß sie der Teufel hierher geführt habe.

Jede Familie der Gäste bringt ihr Bett mit und jede überreicht als Hochzeitsgabe den sogenannten „Korb“, einen Beitrag zu den Küchenvorräthen, der in Hühnern, Eiern und Butter besteht. Die Schmauserei beginnt mit einem Frühstück. Dann rüstet man sich zum Kirchgange. Der Bräutigam und sein Gefolge schmücken sich Brust und Hut mit Rosmarinsträußen. Die Braut setzt eine Krone von künstlichen Blumen auf, welche die Form eines Turbans hat, und von welcher eine Menge fünf Zoll breiter, mit den buntesten Mustern bedruckter Seidenbänder herabflattern. Die jungen Frauen und die Kranzjungfern tragen goldne Mützen mit ähnlichem Bänderschmuck. Die Musik voran, dann die Braut mit ihrer Begleitung, hierauf der Bräutigam mit der seinen, zuletzt die Schaar der Gäste, setzt sich der Zug zu Fuß nach der Kirche in Bewegung. Während der Trauung geht der Schenke mit einer weißen Schürze angethan im Dorfe umher und wirft in jedes Haus durch die Einfahrt eine Quantität Nüsse.

Nach vollendeter Trauung beginnt sofort das Essen, bei welchem Hühnersuppe, allerlei Braten, Schüsseln mit Reis, überschüttet mit Kaneel, Zucker und brauner Butter, Meerrettig mit Korinthen und vor allem das „Suersöt“, ein echt wendisches Gericht aus Syrup, Essig und Rosinen, nicht fehlen dürfen. Jeder Gast hat sich sein eigenes Eßzeug, das „Köstenmesser“ mitgebracht, ein Instrument, an welchem Messer und Gabel sich in einer Schale befinden und so eingerichtet sind, daß man sich immer nur des Messers oder der Gabel bedienen kann.

Hat der Act des Hochzeitschmauses seinen Höhepunkt erreicht, so erscheint das Personal von Küche und Keller, um seinen Tribut zu erheben: der Koch mit einem Teller voll Salz, in welches man sein Geld hineindrückt, der Schenk mit einem leeren Glase, die Musikanten mit einem Teller, auf dem das Mund-

stück einer Trompete liegt, die Schüsselwäscherin — es ist gewöhnlich die „Frierberbse“ — mit einem Strohwisch.

Nach aufgehobener Tafel fangen auf der Tenne die „Ehrentänze“ an, bei welchen sich nur Braut und Bräutigam, die hochzeitlichen Würdenträger und die nächsten Verwandten des jungen Paares betheiligen. Die Braut erscheint im höchsten Puß, umgeben von den Kranzjungfern, die einen Kreis um sie bilden. Auf der andern Seite treten der Bräutigam und seine Begleiter zu einer Gruppe zusammen. Die Jungfern tragen brennende Kerzen mit Grün geschmückt, auch wohl kleine Christbäume in den Händen, die Burschen haben von der linken Achsel Servietten herabhängen. Die Geige beginnt, und nun tanzt zuerst der erste Brautführer des Bräutigams, dann der zweite mit der Braut, worauf die andern hierzu Berechtigten folgen. Jeder wirft, nachdem er geendigt, einen klingenden Dank, der jetzt selten weniger als fünf Thaler beträgt, auf den Teller der Musikanten. Erst wenn die Braut zur Genüge erschöpft ist und die Kerzen ihrer Kranzjungfern sich dem Ende zuneigen, hört das Tanzen auf, die jungen Eheleute schlagen mit ihren Tüchern die Lichter aus, und der allgemeine Tanz hebt an, der bis tief in die Nacht hinein dauert, während die Alten in der Stube beim Qualm des Abweuters und der Krüsellampe mit derben Faustschlägen auf den Tisch ihr deutsches Solo spielen.

Am zweiten Tag weiteres Essen, Trinken und Tanzen; zuletzt wird der Braut der Kranz abgenommen und ihr dafür die goldne Mütze aufgesetzt. Den dritten Tag stellt man früh am Morgen eine Leiter an den Hühnerstall, welche sämtliche junge Mädchen unter schallender Musik hinauf und wieder heruntersteigen müssen, worauf die jungen Frauen dieselbe Prozedur durchzumachen haben. Während dieser Zeit sucht das neuvermählte Paar irgendwo im Dorfe ein Versteck, wird von der Schaar der Gäste, die Musik an der Spitze, gesucht und muß sich dann, gefunden, nach dem Hochzeitshause zurückführen lassen, wo die Braut vermitteltst einer Leiter auf den neuen Kleiderschrank steigen muß, von wo sie dann die in der Schürze mitgebrachten Nüsse herabwirft. Dann wird wieder geschmaust und gezecht, worauf man an den Abschied denkt. Bei diesem giebt jede betheiligt gewesene Familie den Eltern des Bräutigams noch eine Gabe, in der Regel so viele Thaler, als Familienglieder beim Feste waren. Die Musik bringt den Abfahrenden ihr Lebewohl und ein Wagen nach dem andern rollt aus dem Dorfe, das jetzt wieder sein stilles Alltagsgesticht anlegt.

Auch bei Kindtaufen wird tüchtig gegessen und getrunken, sonst ist von diesen Familienfesten nichts zu melden, als daß, während die heilige Handlung in der Kirche vor sich geht, die zu Hause gebliebenen Angehörigen allerlei Arbeiten mit möglichstem Eifer verrichten, spinnen, fegen, Holz spalten, „damit das Kind recht fleißig wird“, während andere in einem Andachtsbuche lesen, „damit es ein frommes Gemüth kriegt“.

Dem Tode sieht der Wende ohne Furcht entgegen. Alte Leute halten oft Jahre lang das zu ihrem Sarge bestimmte Holz bereit. Der Verstorbene wird in seinem besten Staat begraben und durch einen Leichenschmaus geehrt. Bevor der Leichenzug sich in Bewegung setzt, treten die nächsten männlichen und weiblichen Verwandten des Todten, letztere in weiße Betttücher gehüllt (auch in der Lausitz trauert man weiß) an die Bahre und nehmen laut jammernd von ihm Abschied.

Von Volksfesten der Wenden sind zunächst die „Bauerbiere“ zu erwähnen, welche in die Zeit zwischen Ostern und Johannis fallen, gewöhnlich drei Tage dauern und mit fleißigem Trinken und Tanzen gefeiert werden. Das ganze Dorf ist dann mit Laub und Blumen geschmückt und bisweilen giebt es ein Wettreiten nach einem von den Mädchen gelieferten Kranze. Eine andere Festlichkeit ist der „Aust“, der Tag, wo unter Musikbegleitung der letzte Roggen oder Weizen in der Feldmark gemäht und dann der Reihe nach in jedem Gehöft getanzt wird. Wieder ein anderes Fest ist das „Kreienbier“, welches acht Tage nach Ostern, am sogenannten weißen Sonntag gefeiert wird und, von dem früheren Gebrauch, durch die Knechte um diese Zeit die Nester der Krähen zerstören zu lassen, herstammend, vorzüglich für die Dienstleute der Bauern bestimmt ist. Endlich sind auch die Jahrmärkte in Lüchow und Trebel, das Schützenfest zu Lüchow und das Erntefest zu Wustrow als Volksfeste des Wendlandes anzusehen.

Zum Schluß noch einige Mittheilungen über die unter den Wenden Hannovers herrschenden abergläubischen Meinungen und Gebräuche. Dahin gehört vor allem der Glaube an sogenannte „Dubbelsüger“ oder Vampyre. Die Entstehung eines solchen wird folgendermaßen erklärt: Wird ein bereits entwöhntes Kind nochmals an die Brust der Mutter gelegt, so bekommt es die Eigenschaft, nach seinem Tode im Grabe mit den nicht verwesenden Lippen die fleischigen Theile der eignen Brust aufzusaugen und auf diese Weise seinen nächsten Angehörigen die Lebenskraft zu entziehen. Weiß man von einem Verstorbenen, daß er ein Dubbelsüger ist, so steckt man ihm vor der Beerdigung ein Geldstück, auf dem sich ein Andreaskreuz befindet, zwischen die Zähne oder legt ihm ein halbkreisförmig ausgehegtes Brot wie einen Kragen unter das Kinn, so daß Mund und Brust vollständig getrennt sind. Damit der Vampyr nicht wieder ins Haus komme, hebt man beim Heraustragen der Leiche die bewegliche Schwelle von der Hauptthür der Diele („de Süll“) empor und läßt die Träger mit dem Sarge unter ihr hindurch, worauf man die Schwelle wieder fest in das Fundament hineindrückt. So ist die Rückkehr zur Unmöglichkeit gemacht; denn der Dubbelsüger kann sie nur auf dem Wege bewerkstelligen, auf welchem er hinausgelangt ist.

Andere hierher gehörige Vorstellungen und Regeln der Altgläubigen sind folgende: Gulengeschrei und Hundegeheul in der Nähe eines Hauses verkündet

demselben einen Sterbefall. Wo die Sargträger beim Zug nach dem Grabe Raft machen, wo der Spaten, mit dem man dasselbe zuwirft, nachdem er weggelegt worden, hinzeigt, stirbt nächstens eine Person. Beim Fortschaffen der Leiche gießt man ihr einen Eimer Wasser nach, damit sie nicht wiederkommt und das Haus als Spuk belästigt, u. s. w.

Der Aberglaube, der sich an die Taufe Neugeborner heftet, ist ungemein vielgestaltig. Einiges wurde bereits erwähnt. Im Folgendem noch ein paar Proben. Vor der Taufe darf man den Namen, der dem Kinde bestimmt ist, nicht nennen, sonst lernt es schwer sprechen. Zwei Kinder verschiedenen Geschlechts mit demselben Wasser zu taufen macht den Knaben zu einem Mädchenjäger, das Mädchen mannstoll, auch bekommt letztere dann leicht einen Bart. Damit der Täufling behend und rasch werde, muß der jüngste Gevatter bei der Heimkehr aus der Kirche so schnell wie möglich mit ihm über die Tenne nach der Stube der Mutter laufen. Eine Frau in gesegneten Umständen darf keinen Wagen schmieren, sonst wird das Kind schmutzig, sich beim Vorbeigehen an etwas Uebelriechenden nicht Mund und Nase zuhalten, sonst kriegt es einen schlechten Athem, nicht direct aus der Flasche trinken, sonst wird es an Beklemmung beim Athemholen leiden. Kocht sie, was spritzt, so giebt's bei dem Kinde Maale, schabt sie gelbe Wurzeln, so bekommt dasselbe Sommersprossen, gukt sie durch ein Schlüffeloch, so lernt es schielen. Ist eine Frau, welche säugt, so unbedachtsam, wenn sie sich Essen aus dem Schranke holt, es vor demselben zu verzehren, so wird ihr Kind nicht mehr satt. Doch läßt sich dieser Zauber unschädlich machen, wenn man das Kind in den Schrank legt und die Mutter dann neun verschiedene Arbeiten verrichten läßt. Kann ein Neugebornes nicht schlafen, so thut man ihm Eulensfedern in die Wiege; damit es erwachsen hübsch im Lande bleibe, nicht weit wegkomme, behalten die Gevattern beim Kindtaufschnause die Hüte auf, und so fort ins Unendliche.

Auch an die Hochzeiten knüpft sich mancher eigne alte Brauch. Um dem neuen Haushalt Glück und Gedeihen zu sichern, reicht man dem Brautpaar bei der Rückkehr von der Trauung einen Teller mit Suppe, die aus allen möglichen Getreidearten und Proben von Viehfutter bereitet ist. Ein gutes Mittel, sich reichlich Ernten zu sichern, ist, daß Bräutigam oder Braut sich vor dem Gang zur Kirche einige Körner Weizen, Roggen oder Hafer in die Schuhe legen. Prügel kann die Frau von ihrem Manne nie bekommen, wenn es ihr gelingt, dem Bräutigam unbemerkt ein Stöckchen in das Halstuch zu schieben. Verlangt sie nach der Herrschaft im Hause, so braucht sie nur in der Brautnacht sich heimlich der Hofen ihres Jan Jocher oder Jochen Hinnerk zu bemächtigen und darauf zu schlafen. Daß ihr so das Regiment nicht entgehen kann, zeigen, wie unsre Quelle sagt, im Wendland zahlreiche Exempel von Ehemännern, die unter dem Pantoffel sind.

Häufig begegnet man unter den Wenden noch dem Glauben an bössartige „Unnererdsche“, welche ungetauften Kindern nachstellen und sie mit ihren Wechselbälgen vertauschen, wogegen man sich dadurch sicherstellen kann, das man bei der Wiege Tag und Nacht ein Licht brennt; indeß wird das jetzt nicht mehr beobachtet, da die bösen Zwerge nicht mehr bemerkt werden. Vermuthlich scheuen sie das große Licht der Aufklärung, welches auch in die Höfe dieser Bauern schon ziemlich helle Strahlen wirft.

Eigen ist die Meinung, daß die Zimmergesellen mehr als Brot essen, daß sie namentlich „bannen“ können, so daß derjenige, welcher ihnen von ihren Geräthen etwas entwendet, sich durch unerklärlichen Zwang getrieben fühlt, es zurückzubringen. Ist sonst ein Diebstahl verübt, so rathen die „klugen Leute“ die Erde der Fußspuren in einen Sack zu thun und in den Rauch zu hängen; der Dieb muß darauf jämmerlich vergehen. Frevel ist es, einen Becher zu verbrennen. Knallt das Heerdfeuer, so muß man sogleich dreimal hineinspucken, sonst giebt es Streit in der Wirthschaft. Bei körperlichen Gebrechen wird viel mit Sympathie und Besprechen zu heilen versucht und es giebt zahllose Sprüche gegen das kalte Fieber, gegen Reissen, Nase, Zahnweh u. dgl. Blutunterlaufene Augen werden besser, wenn man rohes Fleisch auflegt, welches aber gestohlen sein muß. Unter dem altheiligen Hollunder werden nächtlich entweder stillschweigend oder mit Bannsprüchen großartige Kuren gemacht, wobei man in Töpfen Lappen und Bandagen schlimmer Wunden oder Hemden von Kranken an seinem Stamme vergräbt. Namentlich wird man auf diese Weise die „Lehrer“ (Zehrer) los, von denen sich nur ermitteln läßt, daß es geheimnißvolle kleine Wesen sind, welche in den Kranken zu sitzen und die Ursache seines Leidens zu sein scheinen — vielleicht die „Witesser“, welche in Sachsen die Kinder haben, die nicht gedeihen wollen. Heißt es von einem Siechen „he hett Lehrer“ so begiebt sich eines von seinen Angehörigen mit etwas Flachs, Garn und Grütze unter den Hollunderbusch im Garten und spricht, diese Gaben hinlegend den Spruch:

„Jü Lütten (ihr Kleinen) ier bring ik jü Flaß to spinnen
 Un bring jü Gaarn to Linnen,
 Un bring jü Grüt to laken
 Nu sölt jü un' Vader (Mudder, Annlies) wol laten.“

Also ein Opfer wird gebracht zur Beschwichtigung. Dann schneidet der Betreffende einige Zweige von dem Hollunderbusch, steckt dieselben in die Erde, und alsbald ist (woran, sagt unsre Quelle nicht) zu sehen, wieviele „Lehrer“ der Kranke gehabt hat, die ihn nunmehr verlassen haben.

Unter den Vögeln gilt, wie überall, die Schwalbe und ebenso der Storch — hier „Heinotter“ genannt — für besonders glückbringend. Wie der Wende sein Wetter macht, wie er Zeit und Stunde seiner Feldarbeiten abergläubisch

bestimmt, möge man in unsrer Schrift selbst nachlesen. Dagegen möge noch Einiges über die Kreuz- und Kronenbäume hier mitgetheilt werden, welche früher in den Wendendörfern Hannovers aufgerichtet zu werden pfliegen.

Ein Kreuzbaum war eine gerade gewachsene hohe Eiche, auf deren Spitze ein Kreuz und über diesem ein Hahn stand. Kleine Dörfer wählten statt der Eiche eine einfache Stange. Zur Errichtung eines solchen zog das ganze Dorf ins Holz und jeder Hauswirth mußte beim Fällen eine gewisse Anzahl von Arzthieben thun. Der gefällte Baum wurde dann, sorgfältig mit den Kleidern aller Anwesenden bedeckt, auf einen Wagen geladen und nach der Stelle gebracht, welche ihm das Herkommen anwies. Dort behieb ihn der Zimmermann zu einem vierkantigen Balken. Dann wurde er kreuzweise durchbohrt, die Löcher mit hervorstehenden Pflocken zugekeilt, Kreuz und Hahn angebracht und das Ganze darauf als Säule aufgerichtet. War dies vollbracht, so stieg einer der Alten im Dorfe an den Pflocken hinauf und goß über Kreuz und Hahn Bier aus. Dann trieb man das Vieh des Dorfes um die Säule, indem es hieß, dasselbe werde dadurch von der „Stedte“ (der Gottheit oder dem Geiste, der in dem Kreuzbaum wohnend gedacht wurde) gesegnet. Zum Schluß gab es ein gewaltiges Trinken. Der Kreuzbaum stand bis er von selbst umfiel. Geschah dies, so durfte vor Himmelfahrt kein neuer errichtet werden, weil „die Stedte“ es nicht litt. Nicht bloß bei der Aufstellung wurden Ceremonien unter dem Baume verrichtet, auch sonst zu gewissen Zeiten des Jahres zog die Dorfschaft zu demselben unter Vortrag eines brennenden Wachslichtes, wobei man einige wendische Worte murmelte, und in Predöhl soll sich sogar täglich ein alter Bauer unter dem dortigen Kreuzbaum eingefunden haben, um knieend sein Gebet zu sprechen.

In den Wendendörfern Bülig und Nebensdorf, früher vielleicht auch anderwärts, gab es außerdem auch noch einen Kronenbaum, der alljährlich entweder zu Johanni oder Maria-Himmelfahrt oder Jacobi errichtet wurde. Am Abend vor diesen Tagen zog man nach einem Bruch, fällte hier eine schlanke Erle und entästete dieselbe bis auf die Zweige des Wipfels, welche stehen blieben. Am Festtage selbst gingen die Weiber mit dem Vordergestell eines Wagens hinaus und schafften den Baum in das Dorf, wobei sie beim Hineingehen in den Bruch absichtlich tiefe und sumpfige Stellen wählten und so bis an den Leib im Morast waten mußten. Im Dorfe angelangt, wurde der Kronenbaum, nachdem man die stehen gebliebenen Zweige mit Blumen und Kränzen geschmückt, aufgerichtet und hierauf umging das Volk denselben in feierlicher Procession. Dann trieb man das Vieh des Dorfes herbei. Der Schulze that seinen Sonntagsstaat an, band sich ein Handtuch um den Leib, nahm ein brennendes Licht in die Hand, was sämtliche Bauern ihm nachthaten, und umwandelte dann mit letzteren das Vieh, wodurch man es für geweiht und vor Krankheit und

Zauberschaden geschützt hielt. Darauf wurde wieder tapfer Bier gezecht, zu welchem Behuf zwölf Tonnen angefahren sein mußten, und so lange dieses Bier anhielt, tanzte alles, jung und alt um den Kronenbaum bis tief in die Nacht hinein, wie die Kinder Israel um das goldne Kalb.

Regelmäßig weihete man zu Anfang jedes Quartals im Wendlande die Viehställe und die Häuser ein indem man sie an den vier Ecken mit Bier oder Branntwein besprengte. Fragte man nach dem Grunde dieser Sitte, so erhielt man die Antwort: die Stedte wolle es so haben, und wenn es unterbliebe, würde das Vieh nicht gedeihen. Im Dorfe Küsten besprengte man zu gewissen Zeiten sogar die Schenkstube auf feierliche Weise mit Bier. Ein Gleiches geschah in jedem Dorfe bei der Reinigung des Gemeindebrunnens. Nachdem dieses Geschäft beendigt war, wurde Bier in den Brunnen geschüttet, und sobald sich auf dem Grunde desselben wieder etwas Wasser gesammelt, schöpfte man von demselben und goß es unter das Bier, welches man zum Vertrinken bei dem nun folgenden Festgelage bestimmt hatte.

Viel gedacht wird man sich bei solchen Opferspenden schwerlich haben. Es war eben Herkommen.

Jetzt sind diese augenscheinlich aus heidnischer Zeit stammenden Gebräuche wie andere Ceremonien und Observanzen — z. B. die Sitte, daß im ganzen Wendlande am Donnerstage, in einigen Dörfern auch am Sonnabende nicht gesponnen werden durfte — schon seit mehrern Jahrzehnten außer Übung gekommen und nur die Alten wissen noch davon zu berichten. Es ist daher mit Dank anzuerkennen, daß der Verfasser unsrer Schrift sie in seinen Bericht aufgenommen und so vor dem Vergessenwerden bewahrt hat.

Die österreichischen Eisenbahnen.

Die Zahl der österreichischen Eisenbahn-papiere mag sich seit den letzten zehn Jahren verfünffacht, ja vielleicht verzehnfacht haben. Denn nicht nur haben die bereits bestehenden Bahnen ihre Linien verlängert und Zweigbahnen angelegt, sowie mehre ganz neue Schienenwege dem Verkehre übergeben worden sind, sondern es wimmelt auch von einer Menge sogenannter junger Bah-